

EINE REISE ZUM ENDE DER WELT

# TSCHUKOTKA

Der 63-jährige tschuktschische Jäger Wladimir Iwanowitsch Nypewgyn hat nur einen Gedanken im Kopf: Er will nach Hause. Seit vier Wochen wartet Wladimir auf dem Flughafen der Stadt Anadyr. Es ist kalt im Flughafengebäude, denn draußen tobt ein Schneesturm – das Terminal ist wahrlich kein Ort zum Verweilen. Vor drei Monaten hatte Wladimir sein kleines Heimatdorf Neschkan an der Nordmeerküste verlassen: Für eine dringende Operation wurde er mit einem Helikopter in das 500 Kilometer entfernte Klinikum von Anadyr geflogen. Seit anderthalb Monaten ist er nun wieder auf den Beinen. Seither versucht er vergeblich, eine Reisegelegenheit zurück zu seiner Familie zu ergattern.

Aus Schnee und Eis formte der Wind in der Bucht von Lawrentija diese Skulptur.





### EIN ABENTEUER IN DER KÄLTE

Hier hatte ich Wladimir Iwanowitsch und seine Geschichte kennen gelernt. Nach einem neunstündigen Nonstopflug von Moskau landet mein Flugzeug auf dem Flughafen in Anadyr. Kaum werden die Türen geöffnet, verbreitet sich eisige Kälte in der Maschine. Vier Grenzbeamte kommen herein und kontrollieren akribisch die Reisedokumente aller Passagiere. Noch heute müssen sowohl russische wie auch die wenigen ausländischen Reisenden, die den Weg hierher finden, eine Spezialbewilligung für ihren Aufenthalt auf Tschukotka vorweisen. Die Grenzschützer nehmen es sehr genau: Bei der kleinsten Unstimmigkeit beschlagnahmen sie die Papiere. Auch meinen Pass behalten sie zurück und teilen mir mit, ich solle mich anschließend in ihrem Büro melden. Ich ahne Schlimmes und sehe mich vor meinem geistigen Auge mit dem gleichen Flugzeug nach Moskau zurück fliegen. Wie groß ist meine Erleichterung, als ich nach einigen Stunden meinen Pass sowie alle weiteren notwendigen Papiere erhalte. Während meiner Wartezeit treffe ich Wladimir Iwanowitsch und komme mit ihm ins Gespräch. Seine Geschichte klingt interessant, so frage ich ihn, ob ich mit ihm reisen dürfe. Er ist sofort einverstanden, dass ich ihn nun auf seiner Heimreise begleite, so kann das Abenteuer losgehen.

Unsere Reise verspricht in der Tat ein wahres Abenteuer zu werden: Tschukotka hat praktisch keine Infrastruktur – Straßen gibt es außerhalb der wenigen Ortschaften ebenso wenig wie Eisenbahnlinien, die Flugverbindungen sind spärlich. Ein bis zwei Mal monatlich verbindet ein Flugzeug die 14.000 Einwohner zählende Hauptstadt Anadyr mit den regionalen Zentren. Doch vor allem im Winter ist oft wochenlang nicht ans Fliegen zu denken – er ist die Zeit der gefürchteten Purga, der Schneestürme. Kalte,

Wasserströmungen türmen an der Küste vor Uelen Packeis übereinander, das der Wind weiter modelliert.

feuchte Luft fegt dann vom Beringmeer im Osten oder der Tschuktschensee im Norden über die Tundra. Die Temperatur ist dabei noch das geringste Problem, fällt sie doch jetzt Mitte März nur noch selten unter minus 25 Grad Celsius – was für sibirische Verhältnisse gerade einmal mäßig kalt ist. Vielmehr ist es die unerbittliche Kombination von Wind, Kälte und Feuchtigkeit, welche die Menschen erstarren lässt. Selbst die Tschuktschen bleiben während der Purga nicht länger im Freien als unbedingt nötig ... Eine Flugverbindung zu ergattern grenzt dann an ein Wunder.

### ZWISCHENSTATION IN LAWRENTIJA

Nach drei Tagen des Wartens haben wir endlich Glück. Der Sturm lässt nach, die Sonne kommt heraus auf und der mörderische Wind flaut zu einer sanften Brise ab. Wladimir Iwanowitsch und ich nehmen den nächsten Flug in Richtung Osten: Wir starten nach Lawrentija an der Beringstraße. Schon aus der Luft erkenne ich die heruntergekommenen Plattenbauten, welche die 1.000 Einwohner zählende Ortschaft prägen. Lawrentija ist das Verwaltungszentrum für den gesamten Nordosten Tschukotkas. Von hier aus, so hoffen wir, können wir mit einem so genannten Wesdechod, einem Raupenfahrzeug, das einem Schützenpanzer gleicht, an der Küste entlang weiter nach Norden vorstoßen. Diese geländegängigen Raupen erreichen praktisch jeden Winkel des Landes, denn sie sind nicht auf Straßen angewiesen. Allerdings leidet die sensible Tundravegetation enorm unter den Ketten der schweren Gefährte: Wo einmal ein Wesdechod seine Spuren hinterlässt, wächst jahrelang gar nichts mehr. Leider kümmert das hier niemanden, und so kommen die Fahrzeuge weiter zum Einsatz.

Die vordersten Hunde des Gespanns sind im Sturm nicht mehr sichtbar (oben).

Iwan Seigutegin und sein Sohn Andrei kontrollieren die unter dem Eis gespannten Robbennetze auf Beute (unten).



Während sich Wladimir nach einer solchen Mitfahrgelegenheit umsieht, lasse ich meine Gedanken kreisen. Aufgrund der geographischen Nähe zu den USA – Alaska liegt nur 80 Kilometer jenseits der Beringstraße – war die 737.700 Quadratkilometer große Tschuktschen-Halbinsel in der Zeit des Kalten Krieges von enormer strategischer Bedeutung. Randregionen wie Tschukotka erfuhren in der Zeit der Sowjetunion vor allem aus solchen geopolitischen Gründen besondere Förderung: Höhere Löhne, eine bessere Versorgung mit Lebensmitteln, Kuraufenthalte und andere Annehmlichkeiten lockten Russen, Ukrainer, Weißrussen und viele Menschen weiterer Nationalitäten aus der übrigen Sowjetunion in diese meist im hohen Norden liegenden Gebiete. Ohne Rücksicht auf Natur und Urbevölkerung begannen die neuen Siedler dann, die reichhaltigen Bodenschätze Tschukotkas wie Öl, Gold, Uran und Schwermetalle abzubauen. Darüber hinaus wurden in den 1950er und 1960er-Jahren hier Atombombentests durchgeführt, unter deren Folgen die Bevölkerung bis heute leidet.

Seit 7.000 Jahren besiedeln die Tschuktschen den äußersten Nordosten Asiens an der Beringstraße. Sie gehören zu den paläoasiatischen Völkern und sind verwandt mit den Korjaken und Itelmenen, die weiter südlich in Nordkamtschatka leben. In perfekter Anpassung an ihre raue Heimat entwickelten die Tschuktschen zwei ursprüngliche Lebensformen: Die Ankalyn, die

Küstenbewohner, finden an den Küsten mit der Jagd auf Meeressäugetiere ihr Auskommen. Die Tschavtschu, die Rentiermenschen, ziehen mit ihren Rentierherden über die endlose Tundra im Landesinnern. Von eben diesem Begriff »Tschavtschu« leitet sich die von den Russen eingeführte Bezeichnung »Tschuktsch« ab. Heute sind die 16.000 Tschuktschen eine Minderheit in ihrem eigenen Land, das vom politischen und wirtschaftlichen Niedergang Russlands zudem besonders betroffen ist. Die Versorgung brach zusammen, Arbeit und Lohn gibt es kaum mehr. In den letzten zehn Jahren wanderte die Hälfte der Bevölkerung in andere Regionen Russlands ab. Lediglich 70.000 Menschen blieben in Tschukotka, das doppelt so groß ist wie Deutschland. Das Gebiet verkam in der Folge zu einem ungeliebten Anhängsel der Russischen Föderation, daran kann auch der Status eines autonomen Kreises nichts ändern: Moskau und seine finanziellen Mittel sind neun Zeitzonen weit entfernt.

Aus dieser puren Notwendigkeit kehren heute immer mehr Tschuktschen zu ihrer ursprünglichen, autarken Lebensweise zurück. Hundeschlitten übernehmen wieder die Rolle der Buran genannten Schneemobile, die wegen des eklatanten Mangels an Ersatzteilen und Benzin zerfallen. Statt der früher vom Staat zur Verfügung gestellten Holzboote kommen heute wieder vermehrt die traditionellen, selbst gebauten Bajdaren zum Einsatz. Doch nur noch die Alten ver-

fugten über das Wissen, wie man diese Boote aus Holzrahmen und darüber gespannten Walrosshäuten baut. Beinahe wäre die Fähigkeit zum eigenständigen Leben in der Polarregion, in der acht Monate bitterste Winterkälte herrscht, verloren gegangen. Der Zusammenbruch der Sowjetunion erinnerte die Tschuktschen gerade noch rechtzeitig daran, dieses Wissen wieder zu beleben: Noch lebten die Alten und konnten ihr lange nicht mehr gebrauchtes Wissen weitergeben. Das gleiche gilt für die etwa 1.700 an der Küste lebenden Eskimos, die sich selbst in der Tat Eskimossy nennen. Der Begriff Inuit ist ihnen unbekannt. Sie teilen zwar mit den Tschuktschen Lebensweise und -raum, sind aber nicht mit ihnen verwandt und sprechen eine ganz andere Sprache, die zur eskimo-aleutischen Gruppe gehört. Beide Völker sind gleichzeitig Gewinner und Verlierer der großen Wende: Einerseits konnten sie sich auf ihre Traditionen besinnen, doch auf der anderen Seite leben sie in bitterer Armut.

Nur die alten Tschuktschinnen tragen noch die traditionellen Tätowierungen im Gesicht (rechts).

Wind und Wetter haben die Haut dieser Tschuktschinnen gegerbt (unten).



Wladimir kehrt zurück und bringt schlechte Nachrichten: In Lawrentija ist vorerst Endstation für uns. In einigen Tagen, so tröstet er mich, soll ein Raupenfahrzeug aus dem Örtchen Uelen kommen, das Lebensmittel in die 750 Seelen zählende Siedlung bringen soll. Doch wieder einmal verhindert ein Schneesturm die Abreise des Fahrzeugs am östlichsten Zipfel Asiens. Wo sollen wir also bleiben? Wolodja und seine Frau Anja, Verwandte von Wladimir Iwanowitsch – wie anscheinend die Hälfte der Küstenbewohner auch –, nehmen uns herzlich auf. Sofort bitten sie uns zu Tisch, denn Gastfreundschaft ist eine Selbstverständlichkeit in dieser harten Region. Wolodja schneidet für das Abendessen ein großes Stück gefrorenes Walross, das vor dem Fenster in der Kälte hing, in dünne Scheiben. Wie in Tschukotka üblich wird das Fleisch dann mit wenig Salz bestreut, in Robbentran getunkt und roh gegessen. Neugierig, aber auch skeptisch betrachte ich das fremdartige Essen, noch ahne ich nicht, dass dieses frostige Menu in den kommenden drei Wochen täglich auf meinem Speiseplan stehen wird. Vorsichtig probiere ich den ersten Bissen: Die dünnen Scheiben, komplett



mit Haut, Fett und Fleisch lassen sich leicht kauen, obwohl sie ja gefroren sind. Für die Zähne viel angenehmer ist es daher, das Stück im Mund auftauen zu lassen. Geschmacklich liegt das sehr feste, dunkle Fleisch irgendwo zwischen Fisch und Wildschwein. Aber in dem nach altem Fisch riechenden, öligen Tran werde ich es Zukunft wohl nicht mehr eintunken ...

Hin und wieder steht auch Walfleisch auf dem kargen Speiseplan der Einheimischen: Die internationale Walfang-Kommission gewährte den Tschuktschen bis zum Jahr 2001 jährlich eine Fangquote von 60 bis 80 Grauwalen und einigen wenigen Grönlandwale zur Deckung des Eigenbedarfs. Ausgerechnet nach einer Intervention Japans, das immer wieder illegal Wale abschießt, wurde den Tschuktschen diese Bewilligung im Frühjahr 2002 verweigert. Legal dürfen die Tschuktschen seither nur noch Walrosse und

In kürzester Zeit ziehen die Eisfischer die Fische aus dem Meer (rechts).

Das traditionelle Boot der Tschuktschen, die Bajdare, wartet auf ihren Einsatz im nächsten Sommer (unten).



Robben jagen. Anders als Robben ziehen Walrosse ebenso wie die Wale im Herbst in südlichere Gewässer, sie können also nur im Sommer gejagt werden. Um Vorräte für den Winter anzulegen, zerlegen die Jäger die erbeuteten Walrosse in große Stücke, rollen das Fleisch mit der Haut nach außen zu Paketen und vergraben diese im Permafrostboden. In den natürlichen Tiefkühltruhen bleibt das Fleisch bis in den Winter hinein haltbar. Eine echte Delikatesse stellen die Tschuktschen wie folgt her: Sie lassen das frische Walrossfleisch im Sommer zunächst einige Wochen auf dem Tundraboden liegen, so dass es zu faulen beginnt. Erst dann wird es im Permafrost tief gefroren und im Winter verzehrt – roh, gefroren und in Tran getunkt. Warum soll das so köstlich sein, frage ich Wladimir. Durch das Verrotten wird das Fleisch weicher, erklärt er mir. Dennoch muss ich als Westeuropäer mich überwinden, diese Speise zu kosten. Wladimir und die anderen lachen: Den Tschuktschen zufolge muss man mit solcher Kost aufgewach-

In wenigen Sekunden gefrieren die 20 Zentimeterkleinen Polardorsche (unten).



sen sein, um sie zu mögen. Dieser Ansicht kann ich voll beipflichten! Sogar Russen, die Jahrzehnte hier gelebt haben, können sich nicht daran gewöhnen. Wladimir Iwanowitsch hingegen genießt nach drei Monaten in der Stadt das ihm vertraute Essen sichtlich.

#### EISFISCHEN AUF TSCHUKTSCHISCH

Nach einem Frühstück aus Robben- und Walrossfleisch ziehe ich am nächsten Morgen in die Bucht von Lawrentija hinaus. Ein gutes Dutzend Fischer hat sich hier versammelt. Mit spitzen Eisenstangen schlägt jeder ein kleines Loch in das Eis und zieht dann mit kurzen Angeln einen Polardorsch nach dem anderen aus dem Wasser. Kaum vom Haken, gefrieren die 20 Zentimeter kleinen Fische in Sekundenschnelle. Schon bald hat jeder Tschuktsche einen Berg gefrorener Fische neben sich. Auch Nikolai Kaljanto, mit dem ich gleich ins Gespräch komme, ist erfolgreich. Nachdem er seine Fische in Säcke gefüllt hat, lädt er mich zu sich nach Hause ein. Wie üblich werde ich dort gleich zu Tisch gebeten.